

## BUZZWORD

#aufkeinsten

Die deutsche Sprache unterliegt ständigen Veränderungen. Das ist auch gut so. Sonst würden wir heute nicht mit dem Handy, sondern dem Mobilfunkgerät telefonieren. Alle paar Jahre kommen Tausende neue Wörter im Duden dazu. Wie sollte man sich sonst auch über Fake News, Gendersternchen, Selfies, Low-Carb-Ernährung und den passenden Cheatday unterhalten? Muss ich wohl gleich mal googeln.

Aber bei manchen Wortneuschöpfungen weigere ich mich, sie anzuerkennen. Eine davon ist #aufkeinsten. Cronut – verstehe ich. Das ist eine Mischung aus einem Croissant und einem Donut. Von mir aus können Leute netflixen oder auf der Couch rumschimmeln. Aber bei #aufkeinsten hört der Spaß auf. Dass man etwas auf keinen Fall tun will, ist eindeutig genug. Schließlich heißt es, dass man diese Sache nicht in einem von einer Million Fällen tun wird. Nicht deutlich genug? Na gut: nicht in einem von einer Milliarde, Trilliarde oder Fantastilliarde Fällen.

Aber der Social-Media-Hipster muss noch einen draufsetzen. Eine Glatze rasieren? #aufkeinsten. Vegetarier werden? #aufkeinsten. Bei Muttern ausziehen? #aufkeinsten. Wir haben es ja verstanden. Und dann hat es der Hashtag in den aktiven Sprachgebrauch geschafft. „Kommst du morgen mit zu Oma?“ „Auf keinsten!“ Zu Oma muss man ja nicht, aber hätte ein einfaches „Nein“ nicht auch gereicht? Ich gebe zu: Ich gehöre zu den Leuten, die Zahnschmerzen bekommen, wenn jemand als „Einzigste“ Ahnung von etwas hat. Aber bei #aufkeinsten bekomme ich zusätzlich noch Ohrenbluten.

Zu den Wahrheiten des Lebens gehört nun mal, dass es zu manchen Wörtern keine Steigerung, geschweige denn einen Superlativ gibt. Wenn etwas falsch ist, ist es falsch, und wenn jemand schwanger ist, ist er schwanger. Sobald die eine Frau schwangerer als die andere ist, bin ich bereit, noch mal über meine Prinzipien nachzudenken. Bis dahin bleibe ich dabei: #aufkeinsten. Vanessa Casper

## APP &amp; GADGET

## Filmen im Retro-Look

Die Aufnahmen moderner Smartphones werden immer besser. Kein Vergleich zu den Videos, die man früher mit einer herkömmlichen Videokamera produzierte. Doch mit der App „VHS Camcorder“ verwandelt sich auch das neueste Smartphone in einen Camcorder. Mit der App kann man stilecht mit grieseligem Bild filmen.

Info Die App „VHS Camcorder“ gibt es für iOS und Android, in einer limitierten Version ist sie gratis, sonst kostet sie 3,49 Euro.

## Mit einem Selfie-Licht in Szene setzen

Das perfekte Selfie ist eine große Kunst. Aber Fotografen wissen: Das richtige Licht ist oft schon die halbe Miete. Auch am Handy kann man sich ins richtige Licht rücken, ohne sich dafür auf die eingebaute Beleuchtungstechnik verlassen zu müssen. Hilfe kommt von einem Selfie-Licht. Das gibt es in verschiedenen Versionen. Zum Beispiel von GIM als Ringleuchte, die sich einfach an das Tablet oder das Smartphone klemmen lässt. Kostet circa 10 Euro.

## Terror im Livestream

Der Attentäter von Christchurch übertrug seine grausame Tat im Facebook-Livestream. Warum fällt es sozialen Netzwerken so schwer, das Video von ihren Plattformen zu verbannen?

Von Anna Schughart

Rund 1,5 Millionen gelöschte Videos. Die Zahl klingt unvorstellbar. Allein in den ersten 24 Stunden nach dem Massaker in Christchurch, bei dem ein Rechtsextremist in zwei Moscheen 50 Menschen getötet hat, hat Facebook weltweit 1,5 Millionen Videos des Anschlags entfernt. Die Zahl ist nur ein Ausschnitt eines viel größeren Problems: Soziale Netzwerke schaffen es bislang nicht, ihre Plattformen frei von Hass, Gewalt und anderen furchtbaren Inhalten zu halten.

## 17 Minuten Livestream

Das Problem ist nicht neu. Aber der Terroranschlag in Neuseeland, bei dem der Mann seine Tat 17 Minuten lang per Videolivestream auf Facebook übertrug, lässt die Plattformen besonders hilflos wirken. Facebook löschte das Video zwar, nachdem der Dienst von der Polizei darauf aufmerksam gemacht worden war. Trotzdem war es danach immer noch auf zahlreichen Plattformen auffindbar.

Dabei haben den eigentlichen Stream des Attentäters vergleichsweise wenige Menschen gesehen. Nicht ganz 200 Menschen beobachteten die Tat live. Gemeldet haben sie das Video währenddessen nicht. Denn Facebook wurde erst

zwölf Minuten nach dem Ende des Livestreams auf das Video aufmerksam gemacht. Rund 4000-mal wurde das Originalvideo angesehen, bevor das Netzwerk es entfernte. Zu diesem Zeitpunkt



KI kann diese Herausforderung noch nicht allein meistern.

Mark Zuckerberg,  
Facebook-Chef

gab es schon eine Kopie auf anderen Kanälen. Mitschnitte wurden wieder auf Facebook hochgeladen, auf Twitter geteilt, auf YouTube verbreitet. Wie kann das sein?

## Moderatoren überprüfen Inhalte

Ursprünglich waren die sozialen Netzwerke darauf angewiesen, dass sie jemand darauf aufmerksam machte, wenn auf ihren Plattformen etwas zu sehen war, das dort nicht hingehörte. Inzwischen kommt dabei auch Software zum Einsatz, die beispielsweise Kinderpornografie automatisch erkennt. Künstliche Intelligenz (KI)

helfe, mehr problematische Inhalte zu erkennen und zu entfernen, bevor sie von jemandem gesehen werden, erklärte Mark Zuckerberg Mitte November. Aber der Facebook-Chef sagte auch: „Der Stand der KI-Technologie reicht noch nicht aus, um diese Herausforderung allein zu meistern.“

Im Fall aus Christchurch heißt das: Von den 1,5 Millionen entfernten Videos wurden rund 1,2 Millionen bereits beim Hochladen blockiert. Aber rund 300.000 Videos entwischten der Software. Wie erfolgreich sie arbeitet, hängt derzeit noch davon ab, was sie erkennen soll. Laut Facebook werden zum Beispiel terroristische Inhalte proaktiv zu 99 Prozent erkannt. Bei Hassrede ist die Erfolgsquote aber deutlich geringer.

Tausende Contentmoderatoren überprüfen jeden Tag mehr als zwei Millionen Inhalte, die von Nutzern oder der KI entdeckt und gemeldet worden sind. Es ist ein f Job, der oft an Subunternehmer in Billiglohnländern ausgelagert wird. Ihr Arbeitsalltag besteht unter anderem darin, sich Videos von Gräueltaten anzusehen und zu entscheiden, wann ein Post gegen die Richtlinien von Facebook verstößt.

## Facebook trägt Verantwortung

Im Fall des Christchurch-Videos ist die Sachlage eindeutig. Hier gibt es keine Grauzone, das Video

muss weg. Doch ein Inhalt auf Facebook muss nicht unbedingt brutale Gewalt zeigen, um gefährlich zu sein. Das kann auch im Fall von Hassrede, Verschwörungstheorien oder Falschnachrichten so sein. Hier ist es für Algorithmen noch sehr schwierig, Nuancen auszumachen. Fällt in einem Posting ein Wort, um auf dessen diskriminierenden Gebrauch auf-

## Kein „Freedom of Reach“

Falschnachrichten wie die, dass Impfen zu Autismus bei Kindern führen, können großen Schaden anrichten. Auch für solche Fälle müssen Social-Media-Konzerne eine Lösung finden. Eine neue Strategie ist es, solchen Posts weniger Reichweite zu geben. So kündigte Facebook Anfang März beispielsweise an, Seiten und Gruppen, die „falsche Informationen über Impfungen verbreiten“, in Newsfeeds der Nutzer und bei Suchanfragen zurückzustufen. Damit werden die Facebook-Algorithmen sie seltener anzeigen.

Auch bei der Fotoplattform Instagram sollen solche Inhalte nicht mehr in der Suchansicht angezeigt werden. Die Maßnahmen gelten zunächst für Inhalte in Englisch, Spanisch und Französisch und sollen auch auf weitere Sprachen ausgeweitet werden.

merksam zu machen oder um Hass zu säen? Das zu entscheiden ist nicht immer leicht. Aber Facebook hat als größtes Netzwerk der Welt und gerade in Ländern, wo Social Media relativ neu sind, nun mal auch eine besondere Verantwortung.

So muss sich das Netzwerk beispielsweise vorwerfen lassen, zur Gewalt in Myanmar beigetragen zu haben. Facebook hatte nicht ausreichend Menschen beschäftigt, die Birmanisch sprachen, sodass Postings, die zur Gewalt gegen Rohingya und andere Muslime aufriefen, teilweise jahrelang auf der Seite stehen blieben. Zuckerberg versprach daraufhin, bis Ende 2018 mindestens hundert Sprachexperten für Myanmar zu beschäftigen.

Den Techkonzernen wird häufig vorgeworfen, viel zu wenig gegen Hass auf den Plattformen zu unternehmen. Alex Stamos, Ex-Sicherheitschef von Facebook, warnt dagegen in einem Interview mit „Technology Review“ davor, Techkonzernen mehr Macht zu geben, Hassrede zu überwachen. Das könne dazu führen, dass in einigen Jahren alles, was wir sagen, in Echtzeit von Maschinen überprüft werde. Auch Facebook ist der Meinung, dass die Plattform nicht eigenmächtig so viele Entscheidungen in diesem Bereich treffen sollte. Bis Ende 2019 soll zu diesem Zweck ein unabhängiges Gremium eingerichtet werden.



Zwei Millionen Inhalte müssen die Facebook-Moderatoren pro Tag untersuchen.

FOTO: GETTY IMAGES/ISTOCKPHOTO, RND-MONTAGE

## Praktische Gleichmacherei für Browser

Lesezeichen auf dem Smartphone, Passwörter auf dem Tablet – das ist unpraktisch. So lassen sich Browser synchronisieren

Von Benjamin Krüger

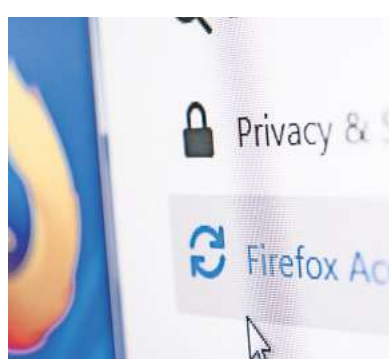
Alles an einem Platz – das war einmal. Heute surft man ständig auf dem Smartphone, am Desktop-PC daheim, auf dem Arbeitsrechner oder unterwegs im Zug auf dem Notebook. Das bedeutet mehrere Geräte – und alle mit eigenen Lesezeichen, Verläufen und gespeicherten Zugangsdaten für Onlinekonten. Das kann nerven, muss aber nicht sein. Denn Synchronisierung kann die in den Browsern gespeicherten Daten abgleichen. Die Gleichmacherei ist in erster Linie praktisch, hat aber auch Nachteile.

„Alle gängigen Browser bringen heute eine Synchronisierung mit“, erklärt Herbert Braun vom Fachmagazin „c’t“, „egal ob Chrome, Firefox, Edge oder Safari.“ Auch weni-

ger verbreitete Browser wie Opera und Vivaldi lassen sich synchronisieren. Bei allen klappt das aber nur innerhalb der Browserfamilie, aber immerhin geräteübergreifend.

Wer also etwa den Chrome-Browser auf einem Android-Mobilgerät nutzt, muss auf dem Rechner ebenfalls Chrome installieren und sich dort mit seinem Google-Konto anmelden. Die Synchronisierung läuft dann im Hintergrund. Bei Microsoft mit Edge und Apple mit Safari funktioniert das ähnlich. Bei Firefox und den anderen Browsern müssen die meisten Nutzer in der Regel erst einmal ein Konto erstellen, mit dem sie sich dann später bei allen Browsern der jeweiligen Familie anmelden können.

Der Umfang der Synchronisierung ähnelt sich bei allen Browsern.



Bei Firefox muss man ein Konto einrichten, um synchronisieren zu können. Bei Chrome nutzt man sein Google-Konto – sofern vorhanden.

FOTO: ROBERT GÜNTHER/DPA

Übertragen werden Lesezeichen, Surfverlauf und Passwörter, sofern der Passwortmanager des Browsers

genutzt wird. Synchronisiert werden aber meist auch Erweiterungen sowie Designeinstellungen und sogar geöffnete Tabs. Grundsätzlich übertragen die Browser alle Synchronisierungsdaten verschlüsselt.

Welche Informationen synchronisiert werden sollen und welche nicht, können die Nutzer in den Einstellungen der jeweiligen Browser bestimmen. So kann etwa gezielt der Abgleich von Passwörtern oder des Surfverlaufs ausgeschaltet werden. Auch lässt sich meist für die Nutzung des Passwortmanagers ein zusätzliches Masterpasswort einrichten, damit diese sensiblen Daten noch einmal zusätzlich geschützt sind. Anleitungen zur Browsersynchronisation bieten die Entwickler von Firefox bis Chrome auf ihren Hilfeseiten.

Browsersynchronisierung macht das Surfen bequemer für alle, die mehrerer Geräte nutzen. Wer die Browser auf Smartphone und PC synchronisiert, findet schnell die Lesezeichen, die er daheim gespeichert hat. Das kann auch beruflich eine riesige Arbeitserleichterung sein.

Aber genau dort ist auch Vorsicht geboten, warnt Matteo Cagnazzo vom Institut für Internet-Sicherheit. Wird beispielsweise ein Rechner von mehreren Personen genutzt, darf man nicht vergessen, sich bei seinem Browserkonto abzumelden und dieses zu schließen, wenn man den Rechner verlässt. Sonst haben andere Personen zum Beispiel nicht nur Einblick in den Browserverlauf, sondern auch Zugriff auf die Passwörter.